

Die „andere Arbeit“ und die Diskussion um die Zukunft der Arbeitsgesellschaft¹

Andrea Baier, Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis

Von 2004 bis 2006 unternahm die anstiftung ein Forschungsprojekt, um Anknüpfungspunkte für einen nachhaltigen Lebensstil im Alltag ganz „normaler“ Menschen zu suchen. Dabei ging es insbesondere darum, die „andere Ökonomie“ jenseits von Lohnarbeit und der Marktwirtschaft sichtbar zu machen. Die Ergebnisse wurden 2007 unter dem Titel „Wovon Menschen leben“ im oekom Verlag veröffentlicht.

„Wovon leben Menschen wirklich“? Sie leben zu einem deutlich geringeren Teil von Lohnarbeit und Marktwirtschaft als gemeinhin angenommen wird. Menschen leben von Hausarbeit und Eigenarbeit, von sozialen Kontakten, von ehrenamtlicher Arbeit in Vereinen, Institutionen und in der Nachbarschaft. Vieles von dem, was sie in diesen Zusammenhängen tun, ist Arbeit, die notwendig ist und (meist) nicht bezahlt wird. Dass sie nicht bezahlt wird, und auch unbezahlbar ist, führt dazu, dass sie im gesellschaftlichen Bewusstsein nur wenig präsent ist. Weil das so ist, kann sich die Lohnarbeit als die allein wichtige Arbeit präsentieren und können die Früchte dieser „anderen Arbeit“ von der Marktwirtschaft unentgeltlich angeeignet werden. Nur so scheinen Lohnarbeit und Marktwirtschaft als voraussetzungslos, als würden sie nicht auf Subsistenzarbeit – und Natur – zurückgreifen (müssen).

Auf der Suche nach Antworten auf die Frage, wovon Menschen leben, haben wir, die ForscherInnen, jene Aspekte des alltäglichen Lebens in den Blick genommen, die in den gängigen Debatten um Zustand und Zukunftsfähigkeit der modernen Gesellschaft oft unterbelichtet bleiben. In den 50 Interviews, die wir im Laufe von zwei Jahren geführt haben, fragten wir danach, was Menschen tun, um ihren sozialen Zusammenhang, ihre Familie, ihr räumliches Umfeld in Dorf und Stadt und ihre natürliche Umgebung aufrecht- bzw. am Leben zu erhalten.

Herausgekommen ist eine beeindruckende Vielfalt und Fülle des Engagements „jenseits des Marktes“.²

Die Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis versteht diese Arbeit insofern auch als eine Bestandsaufnahme in Sachen Subsistenz und Eigenarbeit. Subsistenz meint das, was die Menschen zum Leben brauchen: Nahrung, Kleidung, Wohnung, soziale Beziehungen, Sinn, Bildung. Manches davon kann man mit Geld kaufen, so man welches hat: Lebensmittel, Kleidung, eine Wohnung, Bildung, medizinische Versorgung. Manches wird vom Staat als Infrastruktur zur Verfügung gestellt. Soziale Beziehungen und Sinn sind mit Geld nicht zu erwerben; und auch die Aufbereitung

¹ Vortrag gehalten zur Ausstellungseröffnung „Wovon Menschen leben“ im „Salon des Refusés“ in Kassel. Der Salon des Refusés war eine Aktivität des documenta 12-Beirats und fand in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung statt. Der Salon widmete sich den Veränderungen der Erwerbsarbeitsgesellschaft. Erwerbslose und prekär Beschäftigte untersuchten und diskutierten im Salon gemeinsam mit interessierten Gästen und KünstlerInnen der documenta 12 die hiesige Situation als Element globaler Umverteilungsprozesse.

² Es sei an dieser Stelle allerdings betont, dass die Interviewten bzw. Porträtierten in ihrer Mehrheit dabei keinen alternativen, jenseits des „Marktes“ angesiedelten Lebensstil pflegen; zumal es in der modernen Gesellschaft ohnehin kaum ein „Jenseits“ im Sinne eines eindeutigen Ortes geben dürfte. Vielmehr ist es so, dass die Menschen in ihrem Alltag zwischen Subsistenzlogiken und Marktlogiken hin und her wechseln: Der Sprung vom kapitalistischen Leistungsethos hin zur gemeinschaftsorientierten Solidaritätssemantik oder zum Subsistenzbekenntnis – innerhalb von Minuten – kam in den Interviews recht häufig vor.

der gekauften Dinge, die Zubereitung der Lebensmittel, die Einrichtung der Wohnung etc. muss man in aller Regel selber bewerkstelligen.

„Arbeit jenseits des Marktes“ meint Tätigkeitsfelder vom Kochen über das Fürsorgen bis hin zum Werken. „Engagement jenseits des Marktes“ meint die Übernahme von Verantwortung für ein Gemeinwesen, ob Dorf, Verein, Stadtviertel oder Welt. „Muße jenseits des Marktes“ meint die Muße, die Eigenarbeit und Engagement vermitteln, im Unterschied zur „Freizeit“, die oft in Freizeitstress endet.

Unter ungünstigen Bedingungen können natürlich auch Haus- und Eigenarbeit oder ehrenamtliches Engagement in Stress ausarten. Die unbezahlte Arbeit ist nicht automatisch das Reich der Freiheit, die Subsistenz existiert nicht unabhängig von der Marktökonomie, sie ist im Gegenteil vielfältig mit ihr verzahnt und von ihr beeinflusst. Unter modernen Bedingungen ist die Subsistenz nur in ihrer modernen Form – und nicht in einer von der Moderne unangerührten – zu haben. Subsistenz kann zur Belastung werden, wenn die Rahmenbedingungen schlecht sind, wenn die Menschen nicht genug Zeit und Ressourcen haben, wenn es ihnen nur schlecht gelingt, die unbezahlte Arbeit mit der bezahlten Arbeit zu vereinbaren. Ivan Illich hat die moderne Hausarbeit deshalb in Bausch und Bogen als bloßes Komplement zur Lohnarbeit gesehen und damit, wie wir meinen, unterschätzt. Unsere Interviews legen jedenfalls nahe, dass die Menschen der notwendigen Arbeit durchaus Subsistenz abzugewinnen vermögen. Danach gefragt, was sie alles selber machen, welche Subsistenzbereiche ihnen wichtig sind, bekommen viele Menschen leuchtende Augen, auch wenn sie diese Aktivitäten und Tätigkeiten dann doch nicht wirklich „wichtig“ und wohl auch nicht verteidigungswürdig finden. Dabei täte eine Verteidigung not. Seit den 1990er Jahren – mit dem Ende der Systemkonkurrenz – kommen mit Hinweis auf die „Wettbewerbsfähigkeit“ des Standorts Deutschland mehr und mehr neoliberale Wirtschaftspolitiken zum Einsatz, die mittelbar und unmittelbar der Subsistenz schaden: In privaten und öffentlichen Unternehmen wird zunehmend radikaler rationalisiert, der Sozialstaat wird zurückgebaut, der Staat zieht sich aus der öffentlichen Daseinsvorsorge zurück. Viele ehemals öffentliche Unternehmungen werden zu privaten Unternehmen, die profitorientiert arbeiten (müssen). Das schadet der Subsistenz: Es verschlechtert meist die Arbeitsbedingungen, oft auch die Qualität der Dienstleistung und bestimmt die Ökobilanzen, wenn es primär um Profitmaximierung statt um gute Versorgung geht. Insbesondere in den sozialen Berufen hat es problematische Folgen, wenn eine Leistung nur noch so und so viel Zeit bzw. Geld kosten darf.

In den Privatunternehmen wird derweil die verbleibende Arbeit verdichtet. Das heißt, auch hier werden Nischen beseitigt, und die Subsistenz bleibt auf der Strecke: Sich die Sorgen der Kollegin anzuhören, mit der Klientin noch eine Tasse Tee zu trinken, sich nach Feierabend mit den Werkzeugen der Firma noch einen Tisch zu bauen etc., wird zunehmend unmöglich. Inwieweit sich diese Rationalisierung betriebswirtschaftlich wirklich rechnet, ist umstritten. Womöglich schadet sie der Gesundheit der MitarbeiterInnen und damit der Volkswirtschaft.

Die Aufmerksamkeit auf die „andere Ökonomie“ zu lenken, hält die Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis deshalb auch im Hinblick auf eine nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung für dringend geboten. Eigenarbeit und gesellschaftliches Engagement (und Muße) scheinen im besten Sinne nachhaltig, zunächst, weil sie den Beteiligten gut tun, weil sie „davon leben“, aber auch, weil hier vielversprechende soziale Erfindungen gemacht werden. Die Subsistenzkontexte sind nicht nur interessant, was die materielle und emotionale Versorgung der einzelnen Menschen, sondern auch, was die Bewahrung des gesellschaftlichen

Friedens, den Bestand der Zivilgesellschaft, angeht. Es braucht die Lebensweltökonomie – und die gesellschaftliche Aufmerksamkeit für die Lebensweltökonomie – als Gegengewicht zur fortschreitenden Neoliberalisierung von Ökonomie und Gesellschaft. Denn das einzige reale, materiell erfahrbare Gegengewicht zu einem Mentalitätsklima, in dem wirtschaftliche Aktivitäten nichts mehr mit zwischenmenschlichen gesellschaftlichen Prozessen zu tun zu haben scheinen, ist die Subsistenzproduktion: „Der Alltag und die Lebensweltökonomie“, sagt Veronika Bennholdt-Thomsen, liefern uns „die Anknüpfungspunkte für eine andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Praxis...“ (2006: 84). Gerade aus solchem selbstbestimmten Tun, wo die Beteiligten das Gefühl haben, ihre Sozial- und Naturräume in ihrem eigenen Sinne gestalten oder wenigstens beeinflussen zu können, können sich Ansätze für andere Formen des Wirtschaftens und Zusammenlebens und für einen anderen Umgang mit Lohnarbeit bzw. Lohnarbeitslosigkeit ergeben.

Zur Relativierung der Lohnarbeit

Obwohl Menschen also zu einem großen Teil von Aktivitäten jenseits des Bereichs von Lohnarbeit und Marktwirtschaft leben, gilt Lohnarbeit als das A und das O. Sowohl im gesellschaftlichen Diskurs um Arbeit, um die Zukunft der Arbeitsgesellschaft, als auch in der Perspektive der Menschen, die Lohnarbeit haben (und vielleicht fürchten, sie zu verlieren) und auch derjenigen, die sie eben nicht haben. Je mehr die Lohnarbeit schwindet, desto größer wird die Fixierung auf sie. Alles läuft über Lohnarbeit. Selbstwertgefühl und gesellschaftliche Teilhabe. Lohnarbeit bedeutet eben nicht nur Geld. Wer keine Lohnarbeit hat, fühlt sich ausgeschlossen und minderwertig und hat obendrein noch das Gefühl, selbst schuld zu sein. Denn derzeit wird das Arbeitslosigkeitsproblem zunehmend individualisiert. Anfang der 1980er Jahre, als erstmals eine größere Sockelarbeitslosigkeit entstand, gab es noch Debatten um die „Zukunft der Arbeit“. Klar war, es handelt sich um ein gesellschaftliches Problem und um ein hausgemachtes zudem. Infolge des Produktivitätsfortschritts wird die zur Herstellung der Produkte benötigte Zeit immer geringer. Der Bedarf an menschlicher Arbeit sinkt. Im Verlust der Arbeitsplätze beweist sich der Erfolg des Wirtschaftssystems, dessen innere Logik es ist, technischen Fortschritt hervorzubringen und zu nutzen, um mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel zu produzieren. Automatisierung und Rationalisierung bedeuten folgerichtig, dass bestimmte Arbeiten entfallen. Verbunden mit dieser Entwicklung waren einst durchaus auch utopische Vorstellungen. Eine solche Zukunft wurde nicht nur beklagt, sondern auch begrüßt: Monotone, schmutzige oder sonst wie beschwerliche Arbeit durch Maschinen zu ersetzen, ist ja ein alter Menschheitstraum. Die gesellschaftliche Arbeit kann eine andere Gestalt annehmen, und sie kann anders verteilt werden, war das Motto.

André Gorz (1980) malte in seinem Buch „Abschied vom Proletariat“ die Vision, dass die notwendige Arbeit nur mehr nur vier Stunden am Tag betragen sollte und die Menschen in der übrigen Zeit selbstbestimmten Arbeiten nachgehen sollten (Bürgerarbeit und Eigenarbeit). Der Rückgang der Lohnarbeit als positive Utopie. Die Forderung nach der 35-Stunden-Woche gehört auch in diesen Kontext. Inzwischen sind solche Stimmen verstummt und die entsprechenden Konzepte in Vergessenheit geraten. Der gesellschaftliche Diskurs geht in die entgegengesetzte Richtung. Würden die Gewerkschaften momentan Arbeitszeitverkürzungen vorschlagen, um das Problem der Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, wäre die Empörung groß. Dabei ist die Umverteilung der Lohnarbeit angesichts von 4 Millionen Arbeitslosen vorurteilsfrei betrachtet eigentlich nahe liegender denn je (nach offizieller Arbeitslosenstatistik

waren im März 2007 3,967 Mio. Menschen arbeitslos gegenüber 651.139 offenen Stellen; hinzu kommen ca. 1,5 Mio. TeilnehmerInnen an Maßnahmen der Arbeitsmarktpolitik und 1,5 Mio. Arbeitssuchende, die sich erst gar nicht arbeitslos melden).

Stattdessen werden heute mit dem Argument, Arbeitsplätze erhalten zu wollen, Wochen- und Lebensarbeitszeiten heraufgesetzt. Und kaum jemand wundert sich. Im Zuge der Neoliberalisierung von Wirtschaft und Politik hat sich die Einschätzung durchgesetzt, dass Standortwettbewerb alles ist, und Politik wie WählerInnen scheinen bereit, den Preis zu zahlen, dass dann eben viele Menschen herausfallen (aus Lohnarbeit und Konsum), Zweidrittelgesellschaft lautet das entsprechende Stichwort. Die gesellschaftliche Akzeptanz für solche „Problemlösungen“ ist erstaunlich groß. Solidarität kann man sich in globalisierten Zeiten nicht mehr leisten. Und so werden die Folgen der Globalisierung den Individuen aufgebürdet. Dabei wissen alle, dass es eine Rückkehr zur Vollbeschäftigung nicht mehr geben wird oder höchstens als Rückkehr zur Dienstbotengesellschaft vorstellbar wäre:³ „Jeder weiß es, doch darf man es nicht aussprechen. Offiziell herrscht der ‚Kampf gegen die Arbeitslosigkeit‘, eigentlich ein Kampf gegen die Arbeitslosen. Zu diesem Zweck werden Statistiken verfälscht, Pseudo-Arbeitsplätze beschafft und schikanöse Kontrollen durchgeführt. Da solche Maßnahmen immer unzureichend sind, wird noch dazu herummoralisiert und behauptet, der Arbeitslose habe seine Situation selbst verschuldet.“ (Paoli 2002: 32) Die „Glücklichen Arbeitslosen“, von denen das Zitat stammt, waren selbst erstaunt, auf wie wenig Widerspruch sie bei den Verantwortlichen mit ihren Einschätzungen stießen, jedenfalls solange man sich nicht im öffentlichen Raum bewegte (ebd.: 63ff). Wenn klar ausgesprochen würde, dass es zur Massenarbeitslosigkeit unter gegebenen Bedingungen keine Alternative gibt, dass man, um das Wirtschaftssystem am Laufen zu halten, in Kauf nimmt, dass ein Drittel der Gesellschaft schlicht aus dem Modell fällt, hätte man vielleicht doch Legitimationsprobleme.

Deshalb wird der Lohnarbeitsfetisch allenthalben aufrechterhalten und auch die Arbeitslosen, die es ja besser wissen müssten, begehren nicht dagegen auf. Sie sind damit beschäftigt, sich gegen Diffamierungen und Neid zu wappnen. Arbeitslose haben keine Lobby und bilden keine: Kaum jemand widerspricht, wenn hier Schmähungen verbreitet werden. Arbeitslose sind entweder langzeitarbeits- und entsprechend hoffnungslos, oder sie definieren sich als zwischen dem einen und dem anderen Job befindlich. D. h. positiv identifiziert sind die allerwenigsten mit ihrem Status. Das ist eine ungünstige Ausgangslage, sich zu organisieren, die eigenen Interessen zu formulieren. Die „Glücklichen Arbeitslosen“, die sich Ende der 1990er Jahre formierten und sich mit spektakulären Aktionen und respektlosen Reden ins Gespräch brachten, bilden hier eine seltene Ausnahme. Eigentlich führt an der Tatsache, dass die moderne Wirtschaft weniger Menschen braucht, kein Weg vorbei, und dass der Lebensunterhalt an Lohnarbeit gekoppelt ist, wird angesichts einer mehr und mehr automatisierten Produktion allmählich zum Anachronismus.

Statt sich dem Problem zu stellen, wird vernebelt, Tatkraft und Entschlossenheit demonstriert und der Druck auf die Arbeitslosen erhöht. Es droht die Abschaffung des sozialen Netzes und die Einführung eines Zwangsarbeitsdienst. Im Prinzip ist es mit den Ein-Euro-Jobs bereits so weit. Die Krise der Arbeitsgesellschaft sollen die

³ Hier könnte man fragen: Ist die Moderne die Antike? Ich würde sagen: Nein. Die Antike hatte ein nüchternes, kein überhöhtes Verhältnis zur Arbeit, und trotz gesellschaftlicher Unfreiheit haben die Sklaven anscheinend weniger gearbeitet als die modernen Arbeitssklaven, in der Antike war Arbeit keine Tugend.

Arbeitslosen ausbaden (innerhalb des kapitalistischen Systems gibt es auch kaum eine andere Lösung: würden die Aktiengewinne, die man mit der Ankündigung von Entlassungen erzielt, auf die Arbeitslosen umgelegt, wie es die „Glücklichen Arbeitslosen“ fordern, entstünden die Aktiengewinne erst gar nicht).⁴

Die Lohnarbeit, die noch bleibt, hat zunehmend weniger zu tun mit der Lohnarbeit, wie sie nach 1945 das Selbstverständnis der Arbeiterschaft prägte: dass sie lebenslänglich sichere, qualifizierte, gut bezahlte Lohnarbeitsplätze haben würde. Ein documenta-Künstler, Allan Secula, stellte in Kassel ein Plakat aus, das er zur Unterstützung des Protests gegen den G8-Gipfel konzipierte. Es zeigt einen mexikanischen Werftarbeiter, und die Unterschrift lautet: „Alle Menschen werden Schwestern“. Im documenta-Katalog ist nachzulesen, es solle daran erinnern, dass die zu Beginn der Aufklärung verheißene Brüderlichkeit uneingelöst geblieben ist und dass postkoloniale und feministische Perspektiven eine wichtige Rolle für die Formierung der globalisierungskritischen Bewegung spielen. Man könnte das Plakat aber auch so lesen, dass Arbeitsbedingungen, die bislang eher für Frauen gegolten haben, zunehmend auch Männer betreffen. „Hausfrauisierung“ der Arbeit hatten das die Feministinnen zu Beginn der Debatten um die Zukunft der Arbeitsgesellschaft genannt.

Die Macht des gesellschaftlichen Diskurses

Gemeinhin sind Arbeitslose nur schwer zu aktivieren. Arbeitslose haben Zeit, aber sie fangen mit ihrer Zeit häufig nichts an, sie schlagen sie tot. Arbeitslosigkeit wird nicht als Befreiung von einer zeitraubenden Last empfunden, die neue Chancen für die Gestaltung des Lebens bietet, sondern vielmehr als eine Entlassung ins Nichts, die das Selbstwertgefühl gegen Null tendieren lässt und das Aktivitätspotential lahm legt.

Studien zum bürgerschaftlichen Engagement legen nahe, dass es gerade nicht die Arbeitslosen sind, die sich gesellschaftlich engagieren, obwohl sie doch die Zeit dafür hätten, wie man erst einmal denken könnte. Zeit zu haben, genügt offenbar nicht. Man muss über Antrieb und Selbstwertgefühl verfügen, um aktiv zu werden. Dass Arbeitslosigkeit „zehrt“, dass sie „abgestumpfte Gleichgültigkeit“ und soziale Müdigkeit produziert, ist seit der klassischen Studie über die „Arbeitslosen von Marienthal“ von Jahoda/Lazarsfeld bekannt. Die soziale Exklusion greift das Selbstwertgefühl an. Der Blick von außen wird zur inneren Wahrheit: Man ist eben nichts wert (vgl. Müller 2003).

Es gibt zwar auch „glückliche Arbeitslose“, also solche, die nicht in Depression verfallen, sondern ihre Zeit nutzen, andere Dinge zu tun, auch viele für die Gesellschaft nützliche, die sich aber dennoch selber immer gut zureden müssen, um sich nicht als Sozialschmarotzer zu fühlen. Eine Freundin von mir ist z. B. vielfältig aktiv, zwei mal in der Woche steht sie auf dem Markt am Biostand, sie betreut die Hunde von wenig finanzkräftigen Bekannten, pflegt ihren Garten und verschenkt Blumen, sie betätigt sich unentgeltlich als Blindenbegleiterin und fürchtet sich trotzdem vor jedem Gang in die „Arbeitsagentur“, wegen des psychischen Aufwands, den es bedeutet, darauf zu bestehen, dass sie nützliche Dinge tut und auch ohne Aussicht auf einen Lohnarbeitsplatz ein Recht auf Lebensunterhalt ohne Wenn und Aber hat.

⁴ Die Subventionierung von Arbeitsplätzen ist eine weitere Möglichkeit, den Dingen nicht ins Auge zu sehen: 200.000 DM für jeden von der Straße geholten Jugendlichen im Rahmen des Programms „JUMP“, 120.000 DM für einen Arbeitsplatz im Steinkohlebergbau, 8 Milliarden DM für 2300 Arbeitsplätze in der ostdeutschen Chemieindustrie (Schkopau: Buna-Werke) etc. (Braig/Renz 2005: 142f.).

Was tun?

Die Utopien wiederbeleben, die mit der Entwicklung der Produktivkräfte mal verbunden waren: „Wenn die Arbeit abgeschafft ist, rückt das Leben in den Mittelpunkt“. Darauf bestehen, dass Arbeitslosigkeit auch als Errungenschaft betrachtet werden könnte. Nach dem Motto: Was hätte die Menschheit sonst von Automatisierung und Technisierung (1928 forderte der dadaistische revolutionäre Zentralrat Berlin „die Einführung der progressiven Arbeitslosigkeit durch umfassende Mechanisierung jeder Tätigkeit. Nur durch die Arbeitslosigkeit gewinnt der Einzelne die Möglichkeit, über die Wahrheit des Lebens sich zu vergewissern und endlich an das Erleben sich zu gewöhnen“)?

Arbeitslose könnten sich als Avantgarde präsentieren, denen es bereits gelungen ist (gelingen könnte), sich von Arbeitshetze, Fremdbestimmung und Konsumzwang zu befreien.

Arbeitslosigkeit als Privileg, keine sinnentleerte Arbeit tun zu müssen und über Zeit zu verfügen. Eine Freundin von mir bietet Treffen für arbeitslose Frauen unter dem Motto „Wir sind Zeitmillionärinnen“ an.

„Der glückliche Arbeitslose ist ein aktiver Mensch. Gerade deshalb hat er keine Zeit zu arbeiten“, heißt es im „Manifest“ der „Glücklichen Arbeitslosen“.

„Wir hätten mehr Zeit für alle unbezahlbaren Aspekte des Lebens, für die Pflege von Beziehungen, für all das, was eine lebendige und menschliche Kultur ausmacht.“ (Braig/Renz 2005: 182)

Die wenigsten Menschen haben eine Arbeit, mit der es ihnen gut geht. Eigentlich könnte man froh sein, dass der Gesellschaft die(se) Arbeit ausgeht. Stattdessen verteidigen die Menschen die Lohnarbeit im Allgemeinen mit Zähnen und Klauen und versichern, sie wollten unbedingt arbeiten. Sie verteidigen und fordern Arbeitsplätze in der Automobil- und in der Rüstungsindustrie, und sogar in Kernkraftwerken wollen Menschen unbedingt arbeiten. Denn nur die Lohnarbeit scheint den Lebensunterhalt und eine unabhängige Lebensführung zu garantieren. Ohne Geld kein Leben. Nur zugespitzt in Münteferings Bescheid: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Andererseits scheinen Menschen auch kaum noch zu wissen, was sie mit freier Zeit anfangen könnten. „...diese Gesellschaft kennt kaum noch vom Hörensagen die höheren und sinnvolleren Tätigkeiten, um deretwillen die Befreiung sich lohnen würde“, sagte Hannah Arendt schon 1958: „Die Erfüllung des uralten Traums trifft, wie in der Erfüllung von Märchenwünschen, auf eine Konstellation, in der der erträumte Segen sich als Fluch auswirkt“.

Den Arbeitslosen kommt mit der Lohnarbeit oft auch der „tätige Weltumgang“ abhanden, den sie doch jetzt gerade entwickeln oder perfektionieren könnten, jetzt könnten sie doch tun, was sie wollen und was ihnen nützlich erscheint.

Es geht also darum, Selbstbewusstsein zu entwickeln, Fragen zu stellen, sich nicht irre machen zu lassen. Leicht ist das nicht, aber möglich schon.

Die Sache mal von der anderen Seite betrachten: Entgegen der verbreiteten Auffassung, nur durch Lohnarbeit würde der Mensch zum vollwertigen Gesellschaftsmitglied, könnte man darauf verweisen, dass beruflich voll ausgelastete Menschen oft gar keine Zeit haben, überhaupt nur ihrer Familie anzugehören, geschweige denn einer Nachbarschaft oder sonst einem sozialen Gebilde. Inwiefern sie tatsächlich „vollwertige“ Gesellschaftsmitglieder sind, ist also sehr die Frage. Oder: Die Bauern bekommen seit Jahrzehnten Geld fürs Nichtstun, sogenannte Flächenstilllegungsprämien, um Überproduktion zu verhindern. Warum nicht analog entsprechende Prämien für diejenigen fordern, die bereit sind, ohne Lohnarbeit

auszukommen, die wie die Bauern den Markt entlasten, in dem Fall den Arbeitsmarkt? Die Idee ist nicht von mir, sondern von Axel Braig und Ulrich Reinz, die ein Buch mit dem Titel „Die Kunst, weniger zu arbeiten“ geschrieben haben. Aber ich finde ihren Hinweis richtig. Leider sind Arbeitslose nicht so standesbewusst, haben nicht diese Lobby und diese Kampfgeübtheit wie die europäischen Bauern, aber was nicht ist, kann ja noch werden. Die genannten Autoren schreiben weiter: „Was ist gegen einen Menschen einzuwenden, der zur Lösung des Arbeitslosenproblems insofern beiträgt, als ihm persönlich die Arbeitslosigkeit kein Problem darstellt? Lassen Sie sich nicht in die Defensive drängen. Es ist schwer genug, mit weniger Geld auszukommen, da müssen Sie nicht auch noch Asche auf dem Haupt tragen“ (2005: 175).

Die Dinge vom Kopf auf die Füße stellen: „Bei genauerem Hinsehen wird man feststellen“, so Marianne Gronemeyer, „dass beinahe alles, was heute berufsmäßig an Arbeit verrichtet wird, menscheitsschädigend ist“ (2005: 136). Arbeitslose beteiligen sich schon einmal nicht an dem zerstörerischen Weltverbesserungsprojekt der Moderne. Sie schädigen die Gesellschaft weit weniger als ihre lohnarbeitenden MitbürgerInnen. Die „Glücklichen Arbeitslosen“ leiten daraus das Recht auf Unterhalt ab. Darüber hinaus haben Arbeitslose die bessere Ökobilanz, einfach weil sie weniger konsumieren (können).

Natürlich führt kein Weg an der Tatsache vorbei, dass die Lohnarbeit gegenwärtig der einzige, oder fast der einzige, Weg ist, seinen Lebensunterhalt zu erwirtschaften, sein Auskommen zu finden. Die Ehre der Arbeitslosen wiederherstellen, ist die eine Seite, die andere ist, ihre materielle Lage zu verbessern. Die „Glücklichen Arbeitslosen“ bringen es auf den Punkt: Der Arbeitslose ist nicht unglücklich, weil er keine Arbeit hat, sondern weil er kein Geld hat.

Obwohl die Arbeitsgesellschaft nicht mehr für alle Arbeit hat, bleibt die Arbeit immer noch ein zentrales Mittel zur Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums. Es gilt, so Braig/Renz, die unselige Verkoppelung von Arbeit, Einkommen und Lebenssinn aufzubrechen (2005: 138). Und von der Politik fordern sie, eine Gesellschaft vorzubereiten, die auch ohne Arbeit als gerechtes Gemeinwesen für alle funktioniert (ebd.: 139), statt den Kopf in den Sand zu stecken und so zu tun, als sei die Krise der Arbeitsgesellschaft nur ein vorübergehendes Phänomen.

Wolfgang Engler, Autor des Buches „Die Ostdeutschen als Avantgarde“ (in Sachen Überwindung der Erwerbsarbeitsgesellschaft), plädiert fürs Bürgergeld: Jeder hätte ein gesichertes Einkommen, Verteilungs- und Überwachungsinstanzen könnten aufgelöst werden, das Verhältnis der Menschen zur Arbeit würde sich entspannen, die verbleibende Arbeit würde gerne getan, die Nichtarbeit wäre frei von existenziellen Sorgen (2004: 174f.). Er erklärt gleich (implizit), warum dies nicht geschieht, denn würde es geschehen, hätte sich „die ganze bisherige Art, in der der gegenständliche Reichtum auf Gruppen verteilt und einzelnen zuerkannt und zugemessen wird, die gesellschaftliche Distributionsweise, () radikal verändert“ (ebd.: 175).

Einen anderen Ansatz vertritt Marianne Gronemeyer: Arbeitslose könnten damit beginnen, sich die Lebens- und Sterbensverrichtungen, die zunehmend in die Hände von Experten gefallen sind, wieder anzueignen. Die materielle Misere verbessern durch Eigenarbeit, den Geldbedarf und die Geldabhängigkeit vermindern durch eigenes Tun: „Die notwendigen Dinge, in denen man sich als Lohnarbeiter durch andere vertreten ließ, ... wieder selbst in die Hand nehmen“ (Gronemeyer 2005: 136).

Aber ist das eine erfolgversprechende Strategie? Die Möglichkeiten zur Eigenarbeit und Minderung des Geldbedarfs in den Bereichen Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bildung sind äußerst begrenzt: „Es ist nicht mehr einfach, mit seiner Hände Arbeit und seines Hirnes Arbeit etwas herzustellen, das nichts oder weniger kostet als das, was im Supermarkt der Billigangebote zu haben ist“ (ebd.: 137; der selbst gestrickte Pullover wird in der Regel mehr kosten als der in der Boutique gekaufte).

Zudem kann Eigenarbeit leicht mit Schattenarbeit verwechselt werden, jenem Komplement zur Lohnarbeit, die nur Dienst an den Institutionen ist, wo sich Menschen institutionen- und maschinentauglich machen (von Schularbeitenhilfe über das Zusammenschrauben von Ikeamöbeln über Mülltrennung bis hin zum Tele-Banking und sonstiger Selbstbedienung; all das aufwendige Konsumarbeit, die die Zeit in der Moderne so knapp macht).

Man sollte sich nichts vormachen, Eigenarbeit ist in der Konsumgesellschaft zunächst so gut wie chancenlos, aber vielleicht haben Eigenarbeit und Selbstversorgung im Verein mit anderen doch eine Chance, abgesehen davon, dass ein derartiges Engagement unmittelbar Lebensqualität und Selbstwertgefühl steigert. Arbeitslose, die sich engagieren, fühlen sich besser, als solche, die es nicht tun.

Auch den Geldbedarf einzuschränken, macht unabhängiger vom Arbeitsplatzargument. In unserem Forschungsprojekt haben zwei Personen solches Vorgehen geschildert. Ihre Bereitschaft, ihren Geldbedarf zu verringern, verschafft ihnen Freiheit in der Lebensführung. Beide verzichten freiwillig auf Lohnarbeit, weil das Leben mehr zu bieten hat. Die eine verschreibt sich der Kunst, die andere der Stadtteilarbeit. Sie leben dabei nicht nur vom Arbeitsamt, sondern vor allem von ihren Netzwerken. Sie sind vielfältig aktiv. Sie brauchen nicht so viel Geld, weil sie ihre Kleidung im Secondhand Laden kaufen oder mit Freundinnen tauschen, sie sparen sich einen Urlaub als Touristen, sie besuchen Freunde, sie fahren mit dem Zug oder mit dem Fahrrad. Sie leiden nicht unter Zeitdruck, sie machen das, was sie machen wollen und verschieben es nicht auf den Sankt Nimmerleinstag. Das ist wahrscheinlich genau das, was die „Glücklichen Arbeitslosen“ „Experimentieren mit unklaren Ressourcen“ nennen würden.

Dazu jetzt noch ein längeres Zitat: „Und wie machen wir das jetzt mit dem ‚Überwinden‘ (des Systems)?“, fragen sich Carola Möller und Helmar Kunert: „Aus meiner Sicht wird uns erst dann Veränderndes gelingen, wenn sich konkrete Perspektiven für Neuland und für ein ‚gutes Leben‘ schon heute auftun, wenn die Einzelnen es selbst erfahren, welche andere Lebensqualität möglich sein kann, wenn tägliche Notwendigkeiten anders, gemeinsam und in gegenseitiger Unterstützung organisiert werden. ... Neues entsteht immer im Kontext des Alten. Aus dem heutigen Stand der Produktivkraft hat sich z.B. die ‚Freie Software‘ entwickelt, bekannt als Linux-Unix. ‚Frei‘ bedeutet: Sie darf nicht privatisiert und auf dem Markt gehandelt werden, ist also keine Ware. Die Entwicklung des heute weit verbreiteten Betriebssystems beruht auf der gemeinsamen unbezahlten Entwicklungsarbeit vieler (siehe Stefan Meretz: Linux & Co, Neu-Ulm 2000). Meretz bezeichnet Linux als eine Keimform des Neuen, also eine Möglichkeit für eine andere Form des Wirtschaftens, nicht schon als das Neue selbst. Solche Möglichkeiten gibt es auch auf anderen Ebenen, etwa dort, wo ein Produkt nur durch die Kooperation mit andern entstehen kann, oder wo ein Projekt nur lebendig bleibt, solange meine Entfaltung an die Entfaltung der anderen im Projekt gebunden ist, oder wo wie im Umsonstladen das Prinzip des Warentauschs außer Kraft gesetzt wird. Um Keimformen zu gewünschten und wirksamen Formen werden zu lassen, braucht es von jedem von uns die bewußte Ausrichtung der Herstellung und Verteilung unserer alltäglichen Gebrauchsgüter bis hin zu unseren Verhaltensweisen auf nicht-warenförmige

Formen - ein keineswegs immer geradliniger Prozeß ... Es deutet eher auf Erstarrung hin, Versuche, sich zusammen mit anderen in Teilbereichen eine nicht-warenförmige Bedürfnisbefriedigung zu schaffen, als ‚Wohlfühlprojekte‘ zu diffamieren.

Selbstverständlich werden die Menschen, die z.B. einen Umsonstladen betreiben, nicht ohne Geldeinkommen existieren können. Sie stehen – bildlich gesprochen – mit einem Bein in der ‚Geldbeschaffungsarbeit‘ und mit dem andern versuchen sie durch gegenseitiges Geben und Nehmen einen Teil – und möglichst immer mehr – ihrer täglichen Gebrauchsgüter, ihrer Kommunikation, ihrer gegenseitigen Unterstützung, ihrer Beratung und Information zu sichern. Faulheit (die ach so beschimpfte) kann eine sehr kreative Phase sein, und ‚sich wohlfühlen‘ in diesen Zusammenhängen ist einfach gut“ (Carola Möller, Köln, Hilmar Kunath, Hamburg, 04.05.05, <http://co-forum.de/index.php?4060>).

Auch Elisabeth Meyer-Renschhausen verweist auf die Möglichkeiten der informellen Ökonomie. Um sich die erwerbsarbeitsfreie Zeit produktiv anzueignen, brauchen Arbeitslose (und Rentner) z. B. Gärten. Frauen kommen mit dem Verlust der Lohnarbeit oft besser zurecht als Männer. Auch das wurde bereits in der „Mariantal-Studie“ deutlich: Als Hausarbeiterinnen fielen sie nicht in ein vergleichbares Loch wie die Männer, die sich ganz und gar mit ihrer Lohnarbeit identifiziert hatten. „Der Rückfall ins Alles-Selber-machen-müssen eröffnete ‚neue‘ Tätigkeitsfelder und rastloses Arbeiten. ... Ihr stärkeres Bezogensein auf die Familie durch die Hausfrauenrolle ließ sie das Elend der Erwerbsarbeitslosigkeit anders erfahren“ (Meyer-Renschhausen 1998: 75).

Die meisten der von Arbeitslosigkeit betroffenen Familien in Marienthal bewirtschafteten Gärten, die von der Gemeinde und der Fabrik zur Verfügung gestellt wurden und mit denen sie einen großen Teils ihres Gemüsebedarfs sicherten; in der Studie spielte diese Arbeit allerdings bezeichnender Weise keine Rolle (ebd.: 72).

Die Verhältnisse im Osten Deutschlands im Auge, insistiert so Meyer-Renschhausen: „Der Zusammenbruch und das Verschwinden der sozialen Sicherungssysteme macht es notwendig, eine neue soziale Politik zu erfinden. ... () eine nachhaltige, arbeitsintensive Haus-, Eigen-, Gartenarbeit und ökologische Landwirtschaft (wird) nicht nur aus ökologischen Gründen gebraucht (). Sie wird gebraucht als eine neue Form der Sozialpolitik. Auf 100 Arbeitssuchende im ländlichen Raum der ehemaligen DDR kamen 1997 acht offene Stellen ... Das endlich zuzugeben würde ermöglichen, dass man den Dorfbewohnerinnen nicht weiterhin Hausarbeit, gegenseitige Hilfssysteme, Garten und Kleinlandwirtschaft ausredet, zu Hobbys oder Schwarzarbeit degradiert und durch ‚Dorf- und Regionalentwicklungsaufgaben‘ unterminiert. Es geht darum, die ‚zweite Ökonomie‘ der ‚Eigenarbeit‘ wieder anzuerkennen – zumal auf den Dörfern, wo sie in ganz anderem Maßstab als in städtischen Hochhaussiedlungen möglich ist. ... ‚Brüssel‘ finanziert neuerdings sogar alternative Modellprojekte, ..., in denen eine einseitige Erwerbsfixierung deutlich verabschiedet wird. ... Wenn Lohn und Rente zu niedrig werden, kann ... eine Art ‚Subsidiarisierung‘ der Lohnarbeit oder der Rentenbezüge durch Subsistenzproduktion das Leben erleichtern“ (ebd.: 73f.).

Bleibe zu klären, wie man es anstellt, dass die Ausweitung der informellen Ökonomie den Individuen wirklich zu mehr Autonomie verhilft und nicht so die nächste Stufe der Ausbeutungsspirale eingeläutet wird. Die Bedeutung der Lohnarbeit zu relativieren durch den Nachweis, dass sie nicht die einzige gesellschaftlich notwendige Arbeit ist,

ist vielleicht trotzdem ein erster Schritt zu einer anderen Organisation von Arbeit und Leben.⁵

Literatur

- Arendt, Hannah (1981): *Vita activa oder vom tätigen Leben*, München: Piper
- Baier, Andrea/ Müller, Christa/ Werner, Karin (2007): *Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits der Arbeitsgesellschaft*, München: ökom Verlag
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (2006): *Subsistenzwirtschaft, Globalwirtschaft, Regionalwirtschaft*, in: Jochimsen, Maren A., /Knobloch, Ulrike (Hg.), *Lebensweltökonomie in Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung*, Bielefeld: Kleine Verlag, S.65-87
- Braig, Axel/ Ulrich Renz (2005): *Die Kunst, weniger zu arbeiten*, Frankfurt a. M.: Fischer
- Engler, Wolfgang (2004): *Die Ostdeutschen als Avantgarde*, Berlin: Aufbau Verlag
- Gorz, André (1980): *Abschied vom Proletariat. Jenseits vom Sozialismus*, Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt
- Gorz, André (1983): *Wege ins Paradies*, Berlin: Rotbuch Verlag
- Gronemeyer, Marianne (2005): *Wenn uns die Arbeit ausgeht*, in: Exner, Andreas (u.a.) (Hg.), *Losarbeiten – Arbeitslos?*, Münster: Unrast Verlag, Seite 132-143
- Gruppe Krisis (1999): *Manifest gegen die Arbeit*, in: *Zeitschrift Krisis – Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft*, Internet: www.krisis.org
- Illich, Ivan (1982): *Vom Recht auf Gemeinheit*, Reibek: Rowohlt
- Jahoda, Marie/ Lazarsfeld, Paul F./ Zeisel, Hans (1975): *Die Arbeitslosen von Marienthal – Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth (1998): *Erwerbslosigkeit, zerfallende Dorfgemeinschaften und die Rolle der Subsistenzwirtschaft – die Marienthal-Studie als Gruppenunternehmen*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, 46, Heft 1, Seite 60-76
- Möller, Carola, Köln, Hilmar Kunath, Hamburg, 04.05.05, <http://co-forum.de/index.php?4060>
- Müller, Christa (2003): *Akzeptanzprobleme von Eigeninitiative und Eigenarbeit: Das Kreativzentrum in der Plattenbausiedlung Wolfen-Nord*, in: Backhaus-Maul, Holger/Ebert, Olaf/Jakob, Gisela/Olk, Thomas (Hg.), *Bürgerschaftliches Engagement in Ostdeutschland. Potenziale und Perspektiven*, Opladen: Leske und Budrich, S. 201-217
- Paoli, Guillaume (Hg.) (2002): *Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen*, Berlin: Verlag Klaus Bittermann

⁵ „Keinesfalls wird alle Tätigkeit aufhören, wenn die Zwänge der Arbeit verschwinden. Allerdings verändert alle Tätigkeit ihren Charakter, wenn sie ... ihrem eigenen, individuell variablen Zeitmaß folgen kann und in persönliche Lebenszusammenhänge integriert ist; ... Nicht verschwinden werden natürlich auch jene Tätigkeiten der Hauswirtschaft und der Pflege von Menschen, die in der Arbeitsgesellschaft unsichtbar gemacht, abgespalten und als ‚weiblich‘ definiert worden sind. Das Kochen ist ebenso wenig zu automatisieren wie das Wickeln von Kleinkindern. ... Sie verlieren ihren repressiven Charakter, sobald sie ... je nach Umständen und Bedürfnissen von Männern wie Frauen gleichermaßen verrichtet werden. Wir sagen nicht, daß jede Tätigkeit dadurch zum Genuß wird. Einige mehr, andere weniger. Natürlich gibt es immer Notwendiges, das getan werden muß. Aber wen wollte das schrecken, wenn das Leben nicht davon aufgefressen wird? Und es wird immer viel mehr geben, was aus freier Entscheidung heraus getan werden kann. Denn die Tätigkeit ist ja ebenso ein Bedürfnis wie die Muße. Nicht einmal die Arbeit hat dieses Bedürfnis ganz auslöschen können ...“ (aus *Manifest gegen die Arbeit*, Gruppe Krisis, 1999).